

Leseprobe:

Der Tag, an dem die Vögel schwiegen

postapokalyptisches Endzeit-Szenario

Jaana Redflower

ISBN: 978-396174-030-7

Paperback, 260 Seiten, Format 14,8 x 21 cm

11,95 €

August 2018

Edition Paashaas Verlag, www.verlag-epv.de



... Auszug aus: Tag 2

Wir waren schon viel zu lange unten – zwei Tage. Zwei Tage mögen nicht lang sein, wenn man sie gemütlich in seiner Wohnung verbringen kann – irgendwo pendelnd zwischen Sofa und Bett und mit der größten Herausforderung, den Fernseher richtig einzustellen. Dazu wärmt man ab und zu ein Fertiggericht auf oder bestellt etwas. Was für ein Luxus!

Im Keller hatte es nur das Radio gegeben. Vor zwei Tagen war es verstummt.

Ich lese normalerweise nicht viel. Jetzt las ich: Konservendosen. Davon gab es hier reichlich. Manche hatten wir gekauft, einige stammten von der Regierung. Die hatten das schon länger geplant, zumindest etwas geahnt! Sonst hätten sie keine offiziellen Rationen ausgeteilt – im Vorfeld. Und sonst hätte es DIESEN BRIEF nicht gegeben, zwei Tage vor den Rationen. Das gab uns etwa fünf Tage um zu grübeln. Und drei Tage, um den Berg von Lebensmitteln zu begutachten, die man uns überreichte: Dosen in allen Größen, Eingeschweißtes, Gallonen von Wasser. Wenn es kälter war, genügten zwei Liter pro Tag. Wenn man nur diese zwei Liter zur Verfügung hat, dazu kein Leitungswasser – wir wurden im Vorfeld gewarnt, davon zu trinken –, wünscht man sich, mehr als diese vier Gallonen erhalten zu haben. Vier Gallonen pro Kopf – das sind insgesamt zwanzig Liter. Bei zwei Litern pro Tag hieß das: Wir konnten zehn Tage unten durchhalten, bevor wir anfangen zu verdursten. Oder bevor wir die Barrikade aufbrechen und nach oben steigen mussten. Dorthin, wo die meiste Zeit über Stille herrscht – die Ruhe nach dem Sturm. Ein solcher war am ersten Tag über uns hinweggezogen.

Bevor ich allzu viel grübelte, las ich weiter die Etiketten der Konserven im Regal: Gewürzgurken, eingelegt. Soleier, ebenfalls eingelegt. Der eingeschweißte Pumpernickel stammte natürlich aus dem Rationspaket der Regierung. Wir mögen beide keinen Pumpernickel; den hätten wir niemals gekauft! Aber an dieser Stelle ging es darum, möglichst haltbare Lebensmittel einzulagern. Brot, das innerhalb kürzester Zeit verschimmelt, hat keinen Platz in einer solchen Kammer.

Ich fühlte mich selber wie durchweichter Pumpernickel: kurz vorm Verderben und unerwünscht. Die Kälte kroch mir über die Haut; die Feuchtigkeit überzog sie mit einem Film, auf dem etwas zu wachsen begann. Das ewige Neonlicht stach mir in die Augen. Ich wollte die Lampen an der Decke ausknipsen, entschied mich jedoch dagegen. Im Dunkeln herrschte die Gefahr, über etwas zu stolpern – und damit auf sich aufmerksam zu machen! Die Aufmerksamkeit desjenigen oder derjenigen erregen – was auch immer dort oben unterwegs war –, das wollten wir nicht. Wir wussten nur: Da war etwas. Was es war, wussten wir nicht. Noch nicht.

Im Vorfeld war nicht viel verraten worden. Nicht einmal Andeutungen hatte man gemacht. Ein Politiker war vors Mikrofon getreten und hatte minutenlang das erklärt, was ein weniger rhetorisch geschulter Mensch in einem Satz gesagt hätte: Mit den Rationen in den Keller gehen, dort das Radio anstellen. Dass das Radio dann nicht mehr funktionierte, überraschte alle.

Neben dem Pumpernickel lag eine Packung Kekse. Es waren diese dicken, trockenen Kekse, die das Militär an seine Soldaten verteilt. Man bekommt davon Verstopfung und vielleicht noch andere Dinge. Aber die Verstopfung war der Nebeneffekt, der allgemein bekannt war und bei uns auch eintrat. Wenn man in einem Keller haust – in einer Vorratskammer ohne Tageslicht und ohne Zugang zu sanitären Anlagen –, stellt dies einen recht angenehmen Nebeneffekt dar.

Zu Pumpernickel, Soleiern, Gewürzgurken und besagten Keksen gab's für uns: eingelegte Aprikosen – halbiert und entkernt –, Dosenfisch in verschiedenen Varianten, Gepökeltes, Nussschokolade und Paprika. Die Schokolade benötigte ich, um meine Nerven zu beruhigen. Sowohl Nüsse als auch Kakao sollen ja Substanzen enthalten, die diesbezüglich helfen. Was es nicht gab: warmes Mittagessen. Nicht einmal Tütensuppen oder Ravioli aus der Dose. Wir hatten im Keller keinen Wasserkocher; im Nachhinein betrachtet wäre dieses laute Ding ohnehin nicht zu gebrauchen gewesen.

Wir mussten still sein.

Sie hatten an DAS DA OBEN wohl nicht gedacht. Wir konnten uns nicht einmal unterhalten, solange draußen diese schlurfenden Schritte waren! Manchmal kamen sie ganz nah ans Haus, mussten direkt neben der Wand sein ... Doch nein! Meine Gedanken wollten diesen Teil der Eindrücke im Keller nicht aufnehmen! Ich blickte stattdessen auf die Mauer neben dem Regal. Der Putz war grau, hellgrau, und die Mauer keine wirkliche Mauer, sondern sie bestand aus Beton.

Nach den Konserven gab es nur noch eine einzige Sache zu lesen: Brenda + Birk, darum ein Herz. Das hatte Birk in der vergangenen Nacht für mich gemalt, als das Schnüffeln und Scharren begann. Um mich zu beruhigen. Um mir zu sagen, dass wir auch in einer solchen Krise zusammenhielten. Am Vortag hatte seine Fürsorge gewirkt und ich mich einfach in seine Arme gekuschelt, mich so in den Schlaf geweint. Da hatte ich noch gedacht, das Schnüffeln ginge bald vorbei.

Hatte das Vieh da oben unsere Fährte aufgenommen? Roch es uns – unten, neben dem Pökelfleisch und den Salamis? Für ein Tier war ein Keller voller Essen etwas Verlockendes. Vielleicht wartete es aber auch darauf, dass wir das Haus verließen – verlassen mussten.

Und dann? Würde es uns auflauern? Direkt hinter der nächsten Ecke, hungrig – so hungrig, dass es sofort nahm, was es bekam?

Am Vortag hatte ich noch geschafft, mir einzureden, dass es nur ein Hund war. Natürlich machte das Sinn! Nicht wenige hatten ihre Tiere ausgesetzt. Und ausgesetzte Hunde schnüffeln oft herum. Das war eine absolut logische Erklärung.

Nur, dass ich nicht daran glaubte.

Die logische Erklärung kam aus meinem Kopf; mein Gefühl sagte mir jedoch, dass etwas mit diesem Hund nicht stimmte. Diese Art zu schnüffeln ... Wie er seine Pfoten auf den Boden setzte ... Als habe er fünf davon, keine vier. Oder als hüpfte das Tier manchmal derart, dass es den Boden ganz kurz zweimal hintereinander berührte. Vor meinem inneren Auge formte sich das Bild einer Hyäne – eines dieser gefleckten Viecher, die den Schwanz immer leicht eingezogen halten und so laufen, dass es aussieht, als seien sie verkrüppelt. Ich hatte wirklich keinen Bedarf, diesen Hund zu sehen!

Ich hoffte, er sei nicht mehr da, wenn das Militär uns den Ausgang öffnete. Vielleicht hörten wir dann Gewehrschüsse – zwei, drei, vier oder auch ein Dutzend. Dann war's das mit dem Schlurfen und wir hätten nur noch ein weißes Laken über dem leblosen Körper gesehen! Das Militär hätte es zugedeckt, damit niemand das Grauen zu Gesicht bekam. Sonst hätte sich einem der Anblick in die Gehirnrinde eingebrannt. Und da würde er dann nie mehr wegzubekommen sein.